Umfang acht Seiten — Einzelbezug 40 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

Herausgeber und Schriftleiter
HERWARTH WALDEN

Ausstellungsräume
Berlin W / Königin Augustastr. 51

DRITTER JAHRGANG — BERLIN JANUAR 1913 — NUMMER 144/145

Inhalt: **Dr. S. Friedlaender:** Präsentismus / **Gottfried Benn:** Nocturno / **Grete Tichauer:** Flimmerndes Mädchen / **Paul Zech:** Reiterliedchen / **Manfred Adam:** Gedichte / **Robert Delaunay:** Ueber das Licht / **Hermann Wagner:** Die rote Flamme / **Alfred Richard Meyer:** Märzlich den Kurfürstendamm herunter / Empfohlene Bücher / **Franz Marc:** Die Hirtin / Originalholzschnitt / **R. Storm-Petersen:** Drame **obscure** / Originalholzschnitt

Präsentismus

Rede des Erdkaisers an die Menschen

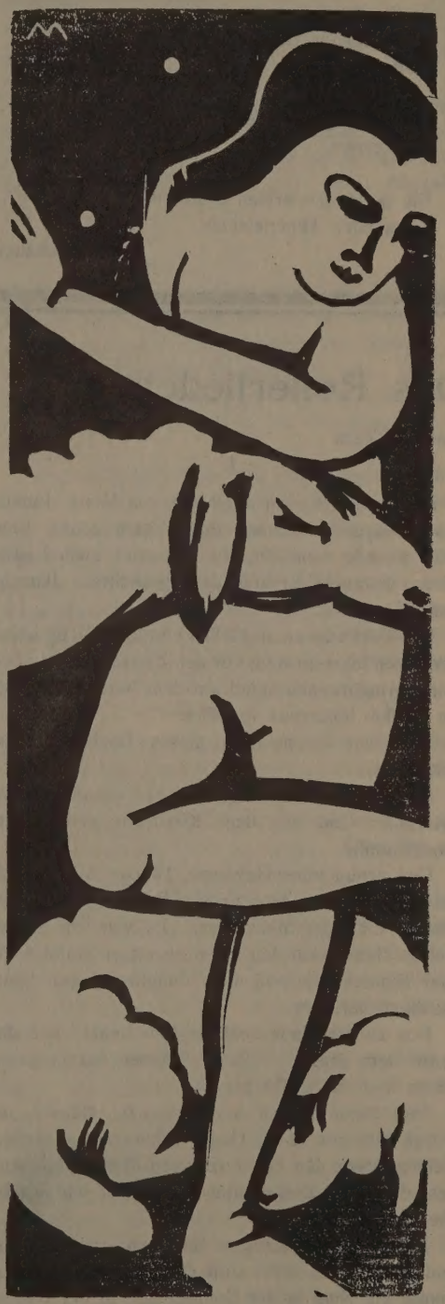
Mitgeteilt
von **Dr. S. Friedlaender**

So ihr nicht werdet wie die Götter —

Gestern wollte ich ans Fenster treten. Auf ein Mal war ich weg, d. h.: ich war bei hellster Besinnung. Aber ich war nirgends, sondern „sah" (?) einen mir fremden Herrn am Fenster, dessen ich mich wie meiner selbst erinnerte: den Dr. S. Friedlaender. Durch dessen Mund oder vielmehr Schnabel (der Kerl sieht scheußlich aus) hielt „ich" (???) folgende Rede:

Rede des Erdkaisers:

Ich bin kein Mensch, ich bin Niemand und Jedermann, Indifferentist. Wenn Menschen mich verstehen wollen, müssen sie sterben, vernichtet sein wie ich, indifferenziert. Ich bin der, auf den der Mensch wartet, ohne daß er es deutlich weiß. Welcher Hohn! Diese Schwachköpfe und dummen Herzen, diese Mensch genannten Impotenzen bilden sich ein, sie würden mich erkennen, wenn ich erschiene! O nein! Ich erscheine keinem Menschen, nur meinesgleichen. Ich bin die Indifferenz, der Mensch ist mein Spielzeug, die Zeit ist das Triebrad meiner Ewigkeit, meiner ewigen Gegenwart. Ich bin präsent, Menschen waren oder werden: ich bin und spiele mit War und Werde. Ich bin das lebendige Nichts, das mit dem gesamten Augenschein bis ins Getast hinein differenzierend spielt. Ich habe alle Gegensätze in mir annulliert und bin ihrer deshalb von außen mächtig: denn alle bedürfen mich und können ohne mich ihr Spiel nicht treiben. Mein inneres Nichts ist die Synthese der Welt, worin ihre gesamte Antithetik persönlich identifiziert ist. Ich hieß als Mensch Friedrich Nietzsche und starb an den Verdauungsbeschwerden, die mir die Menschen verursachten. Der Berufungstitel zur Entmenschung kam an einen Juden. Ich spürte lange die Prädestiniertheit der Juden, deswegen indifferenzierte ich einen Juden. Diese innerlich unermeßlich aristokratischen, von außen aber zerrissenen, bespienen, gekreuzigten, verbrannten Wesen hatten damit die Prädisposition zu mir erlangt. Ich bin der Herrscher, während es Manche



Franz Marc: **Die Hirtin / Originalholzschnitt**

scheinen, weil ich es bin. Ich herrsche, weil ich der gemeinsame neutrale Schwerpunkt aller verschiedenen Gewichte bin. Ich herrsche, weil ich innerlichst persönlich die Zentralisation aller möglichen Zweifel und Dogmen bin. Ich bin diese Wahrheit der Indifferenz. Was der Mensch gar nicht schätzt, das Nichts, das habe ich in mir als das Nichts aller Unterschiede personifiziert und inkarniert. Folglich herrsche ich unfehlbar und unbedingt, und man gehorcht mir, gleichviel ob positiv, ob negativ. Ich kenne kein Ja, kein Nein außer einander, das ich nicht ebenso kraftvoll in mir verschmelzen könnte: ich bin die Neutralität in eigener Person, durch mich kommuniziert alle Welt, ich bin der sogenannte „Kuß der ganzen Welt", Schließe an der Wesenskette. Ich bin keine Vernunft, aber deshalb alle: weil ich das indifferente Zentrum aller Vernunft bin, das neutrum aller Logik, die logische Null! Erst von der „Aufhebung" aller Gegensätze aus habe ich die Herrschaft über alle erlangt. Als ich auch noch das Ich, diese Menschlichkeit, aus meiner Person warf, erhielt ich es nur als ihren Spielball zurück. Ich lache über die größten Menschen wie über kranke Affen und närrische Antizipationen meiner selbst; weil ich noch über mich selbst lache — ich bin das kaiserliche Nichts: nicht die negative Null, sondern die neutrale mediale indifferente, die ich personifiziere und mit der ich wie als Stern im Chaos aller Negationen und Positionen tanzen kann. Kraft dieser radikalen Reinheit meiner Person von allen differenten Bestimmungen herrsche ich über alle differenten Bestimmungen. Meine Indifferenz ist als neutrale Quintessenz aller verschiedenen Wesen das Kostbarste von allem, ich verschwende an jedes aus dem unerschöpflichen Quell dieses Nil. Ich bin das Kind, das seine Eltern erzeugt. Ich bin herz- und gewissenlos: nicht wie ordinäre Menschen im negativen Verstande, sondern im neutralen Doppelverstande. Ich bin herz- und gewissenhaft: nicht wie ordinäre Menschen positiv, sondern negativ-positiv, also neutral. Ich führe die — persönliche neutrale Größe in alle Welt ein. Ich beweise, daß nicht der „Wille frei", sondern daß der indifferente Wille, die neutrale „Seele", die „vernichtete" Person — allmächtig ist: alles menschliche Dynamit ist Schnupftabak gegen ihres! Ich bin der

Geist, der stets vereint, ich bin doppelzüngig mit neutraler Zunge wie Orakel. Ich bin die Sphinx, die ihr eigenes Rätsel gelöst hat. Ich bin.

Aber der Dr. S. Friedlaender ist mein Großmaul.

Nocturno

Anni . . . .

Da ging er zu Bekannten. Ein Mann und eine Frau, der Mann spielte. Sein Kopf hing aus einem Urwald hervor. Um seine Arme wanden sich dicke feuchte Ranken.

Die Frau lag vor ihm. Sie hatte Netze von blauer Mütterlichkeit über den Augen. Das tat ihm wohl, der er nicht hatte, wo er sich bergen sollte. Dann sah er auf ihr Haar. Das war fruchtbar, schwer, der Liebe gehörig. Ein Reif darin sang rauh aus grünen Steinen: wie sind die Nacken der Frauen so sanft!

Da sah er sie und ihren Mann sich begehren und stillen, und wie hernach die Erde gegen sie wuchs und sie an sich nahm und trug, und die Nacht, die über sie sank.

Da durchstach ihn seine Einsamkeit. Da krümmte ihn ein Schmerz. Da fühlte er seinen Leib dürr, krank geschlagen, mit einer lächerlich großen Wunde. —

Nun fühlte er sie stärker noch als schon den ganzen Tag und alles, was er verloren hatte: die ganze wehende Süße, wenn sie neben ihm geschritten war, der Stirne prunkende Gebärde, das Haar — oh nicht zu denken an dies Haar!

Die Zähne schlugen ihm aufeinander. Er sah dies Haar sich vor einem andern Manne öffnen. Der strich darüber. Das war es nun. In Ober-Italien würde es sein. Auf den Borromäischen Inseln vielleicht. In einem Hotel: die Tür zum Balkon stand offen und ließ die Nacht herein und das Meer.

Er hörte einen Schrei. Die ganze Erde schrie, als es dann geschah. Ein Röcheln war es wie aus einem fernen Untergang. —

Da erhob er sich und ging. Wenig Menschen kamen. Ein Fräulein kam mit Ohrringen. Wohlwollen heischend war die dunkelrote Form von ihrem Hut. Ein Trupp junger Männer kam. Froh, laut, voll beruflichen Ansehens, denen wenig fehlschlug. Sie lachten und waren vorbei. —

Dann war er im Walde. Noch einmal überfiel er ihn: zu fliehen und zu reisen. Ägypten lag ihm sehr am Herzen. Asien dämmerte auf. Häfen, Möwen, braune Kutter waren da; weißer Oleander die Ufer hoch.

Was aber dann, sagte er sich? dann? Ueberall würden Städte sein, in denen sie nicht war. Man konnte Meere durchfahren und sie blieb doch verloren. —

Dann ging er weiter.

Nun trug er sie zum letzten Mal durch den Abend, an den schlafenden Wassern vorbei. Er labte ihre Lippen mit der Süße des hellen Mondlichts. Er gab ihr von den zarten Nebeln an die Schläfen. Um die Schultern tat er ihr das Weiche aus den Wölbungen der Uferwälder gegen den hellen Nachthimmel.

Dann stand er still. Entkleidete sich. War nackt. Nun schöpfte er mit den hohlgebogenen Händen tief von unten an sich empor bis über die Stirne, als höbe er etwas aus sich hervor: wie lange trug er sie nun schon als das Liebste in seinem Blute; das Schönste, das an ihm war; Fernstes, Weiches, Verborgenes, Brüderliches: sie.

Das hielt er nun in die Höhe. Bewegte leise die Hände. Streute es in die Nacht wie Staub, wie Geruch, wi eine Wolke.

Ganz, ganz leise regte er die Hände. Mit einer letzten schluchzenden Zärtlichkeit. Mit fast geschlossenen Augen, als fühlte er, wie es entwiche.

Dann fanden die Hände und taten ihr letztes Werk. —

Gottfried Benn

Flimmerndes Mädchen

Als das ganze Zimmer voll Sternen war,
zog sie sich aus;
stand nackend und lachend
mitten drin da
in Sternen.

Oben haschten ihre Finger
den kleinsten nach;
größre flirrten und stiegen
um wiegende Glieder
Hüfte und Knie.

Silbern im Silber des Raumes;
in Sternen.

Sie tanzte des ersten Sterbens
Klingenden Himmelstanz.

Grete Tichauer

Das Reiterliedchen

Von Paul Zech

I.

Da lag ein Dorf in der Nähe von Mons. Immer das Bahngeleise entlang mußte man gehn. Eine halbe Stunde vielleicht. Es gab aber auch Leute, die nur zwanzig Minuten dazu brauchten. Jenachdem.

Das Dorf war unansehnlich und hart. Denn keine Vorgärten lagen protzig vor den Häusern. Und auch kein Springbrunnen stand auf dem Marktplatz; nur ein großes hölzernes Kruzifix.

Aber eine Kirche hatte dieses Dorf und eine Schule.

Die Schule war krumm und blind wie ein Kriegsveteran. Und auf dem Kirchturm nistete eine Storchfamilie.

Und genau vierundzwanzig Häuser waren noch vorhanden. In dem ersten Hause wohnte der Pfarrer mit dem Meßdiener. Es war ein großes weißes Haus. Auf den Fensterbrettern standen ein paar Blumentöpfe und dicht dahinter hingen blaue Gardinen herunter.

Das zweite Haus gehörte dem Lehrer und das dritte dem Maitre. Beide Häuser hatten grüne Türen und flache Dächer.

Und dann kamen noch zwanzig Häuser, die waren alle wie ein Haus: schwarz und torfgepicht und vor den Fenstern lagen Misthaufen: Aufgehäuftes von Ziegen und Schweinen und Kaninchen.

Das vierundzwanzigste Haus war auch schwarz und torfgepicht. Aber statt des Düngerhaufens lag immer ein Kind in der Sonne. Und in der offenen Tür, die zweiteilig war, stand die Frau Huysmanns und strickte.

Jean Huysmanns, ihr Mann, war ein Steiger. Jeden Morgen um fünf fuhr er auf dem Dreirad zur Grube. Und er kam erst nach sechs Uhr abends wieder zurück auf dem Dreirad.

Er aß dann und trank wie einer, der viel arbeitet. Und nach dem Essen ging er gleich zu Bett. Manchmal küßte er auch die Frau noch ehe er schlafen ging. Wenn er ihren versteckten Mund sah und die Augen, sagte er immer wie aus der Ferne: „Liebe Madelaine!"

Und sie kräuselte die Lippen und küßte ihn. Und ein Kater strich schnurrend an ihrem Fuß. Nach einem Weilchen stiegen sie dann zu zweit ins Bett.

Und als eines Abends Jean Huysmanns wiederum Frau Madelaines Mund suchte und die Augen, und ein ganz klein wenig näher „Liebe Madelaine" sagte, nahm sie seine Hand und zerbrach darin etwas.

Und Jean kam noch ein wenig näher und meinte: „wir könnten uns doch gut einen Kostgänger halten!"

Da schoß ihr Mund aus der Tiefe empor, wie wenn sich eine kleine, süße Muschel öffnet. Und die Augen streckte sie wie zwei Fühler aus. Ein Lachen war darüber gespießt, das war rot wie ein Herz. Und er war ihres Mannes Herz.

II.

Am andern Morgen, kurz vor dem Mittagessen kam der Kostgänger. Er reichte der Frau die weiche rotfleischige Hand wie ein Bekannter und sagte: „Der Huysmanns schickt mich. Stappen, Leon Stappen ist mein Name." Und die Frau ließ die warme Hand langsam entgleiten und nickte.

Der Kostgänger wollte gleich seine Schlafkammer sehen. Und als sie ihn die Treppe hinaufführte und das Zimmer aufriegelte, wo ein frischbezogenes Bett sehr breitbeinig stand, dachte Frau Madelaine: er wird fünf Jahre jünger sein, denn Jean. Und sein Haar ist ganz anders. Er wird ein Vlame sein. Vielleicht aus St. Amand wo meine Schwester wohnt.

Da Leon Stappen sich umwandte mit blitzenden Zähnen, meinte Madelaine schlicht: „nun wollen wir essen. Ich habe Kohlrüben gekocht mit Hammelfleisch. Jean muß jetzt Aufgewärmtes essen. Ich habe sonst immer des Abends die Mittagskost gekocht".

Er verzog gleichgültig den Mund und trommelte mit den Lippen so wie Huysmanns, wenn er Sauerkraut mit Pfötchen gegessen hatte. Aber diese Lippen sagten etwas anderes.

Dann gingen die Zwei hinunter und aßen. Und nach dem Essen holte Madelaine das Söhnchen aus der Kammer und hielt es dem Kostgänger hin.

„Das ist Pull!"

„Ja das ist Pull!"

„Vier Jahre wird er im Herbst und dann bekommt er Hosen an und ein Pferdchen wird ihm Vater kaufen."

„Ja, ja ein Steckenpferdchen werde ich ihm kaufen" sagte Leon Stappen und nahm den Buben aufs Knie und ließ ihn reiten.

Eine ganze Weile ritt das Söhnchen so auf dem Knie des Kostgängers.

Und Madelaine stand mit dem Rücken am Fenster und wiegte den Kopf zu diesem Liedchen, das Leon Stappen achtlos vor sich hinpfiff. Von ihrem Scheitel standen ein paar ganz feine Härchen in der Sonne und leuchteten wie Stahlspitzen.

Aber es war kein Reiterliedchen, das der Vlame pfiff.

Und ganz plötzlich hatte Madelaine das Gefühl, als ob jemand ihren Kopf zwischen zwei weiche, rotfleischige Hände nähme und den Mund aus seinem Versteck wie mit einem Pfeifchen lockte.

Und es war Leon Stappen, der so pfiff und das Söhnchen noch immer auf und nieder wippte mit dem Knie.

Leon Stappen ließ den Buben wippen und dachte, ohne Madelaine anzuschauen: wie hübsch sie aussieht, nun sie da vor dem Fenster steht. Und ihre Haare sind so blau wie polierter Stahl. Und ihre Brüste sind rund und fest. So rund, als hätte diese Frau nie das Söhnchen geboren.

Und Madelaine stand am Fenster und hatte noch immer die weiße, knittrige Latzschürze vor.

Ein Brummer stieß sich an die Scheiben und draußen auf der Landstraße tuckte ein Hahn die Hühner herbei.

Da ließ der Vlame den Knaben plötzlich fahren und richtete sich auf.

Madelaine erbebte am ganzen Körper wie eine junge Magd, die den Liebsten kommen hört.

Halb ärgerlich, als merkte er daß sie ihn anstarrte, wandte er sich zur Tür und warf sie ins Schloß. Die Bodentreppe knarrte laut auf unter den harten Schritten.

Und Madelaines Kleid wurde schwarz und frostig wie das Gewand einer Witwe. Und ihr Herz fiel herab und tat einsamere Schläge.

Um die Vesperzeit betrat Leon Stappen ungerufen die Stube. Das Söhnchen war draußen auf der Gasse. Und der Kater lag zusammengerollt auf dem Sopha.

Madelaine goß dem Vlamen den Kaffe in die große Tasse, die mit Goldbuchstaben verziert war. Mit gespreizten Fingern warf sie den Zucker hinein und machte einen langen Hals dabei.

Es war ganz still im Zimmer.

Und plötzlich nahm er ihre kleine weiße Hand mit einer heftigen Bewegung und hielt sie wie ein Geschenk. So wie ein Geschenk, das ihm schon lange gehörte.

Wohl lag zwischen Beider Augen, die sich kreuzten und bekriegten und verschlangen, eine fragende Unruhe. Aber die Frage wurde nicht ausgesprochen. Und es war eine kleine Lüge als der Vlame leise sagte: „Ja, ja, du bist s e i n e Frau".

Aber von ihren Lippen prallte es ab wie ein Echo: ja seine Frau! Dahinter stand es schon ganz straff und zugespitzt wie ein Pfeil: ich wollte, ich könnte schon ehrlos sein!

Und da sie das Gesicht voll zu ihm aufhob, nahm er ihre beiden Hände und wollte sie küssen.

„Nein, o nein" hauchte Madelaine, „nein, nein, nicht die Hände!"

Und so fuhr er wilden Bluts über ihr Gesicht mit warmen Lippen und fühlte wie ein Gift das feste runde Fleisch der Arme, die jäh seinen Hals umklammerten. Und sein Atem schrillte wie ein Pfiff.

Und Madelaine stöhnte wie unter einem Messer, das die Fasern ihrer letzten Begierden bloßlegte. Und sie gab ihm alles, wonach ihn hungerte und dürstete. Und es geschah zum ersten Mal, daß einer d i e S e e l e dieses Weibes küßte. Und es war ein Vlame, der so küßte.

Wie ein Betrunkener torkelte Leon Stappen aus der Kammer. Und als er die Klinke der Stubentür packte, erhob sich Madelaine und ging ihm nach.

Mitten im Zimmer blieb sie stehen, da er draußen war. Und sie zerfloß und floß hin wie sein Schatten.

Der Geruch seiner blonden Haare aber blieb wie ein fremder Duft in der Stube und legte sich schwer auf Polster und Geräte.

Der Steiger Huysmanns sagte nach dem Abendessen ganz langsam und sehr fern sein monotones: „Liebe Madelaine!"

Aber ihr Mund lag verchlossener denn je zwischen den scharfen Winkeln. Und sie fühlte mit einem verbissenen Groll, daß es Nacht wurde und ein klebriger Dunst den fremden Geruch von den Geräten und aus der Kammer wegfraß.

Und mitten in der Nacht, genau zu derselben Stunde da Madelaine mit blauverkrümmten Fingern über die behaarte Brust ihres Mannes fuhr und einen anderen ferneren Mund suchte, ward der Steiger Leon Stappen vom Wetter erschlagen, und mit ihm elf andere Männer aus demselben Dorf.

III.

Auf fünf Leiterwagen fuhr man die Särge, worin das Zerfetzte von zwölf Männern lag, durch das Dorf. Hinter dem ersten Wagen, der nur einen schwarzen Sarg über das schlechte Pflaster schleifte, gingen die Meßdiener und der Pfarrer. Und die Grubendirektoren und der Steiger Jean Huysmanns und seine Frau. Sie trug einen Kranz aus getrocknetem Moos und ein paar rote Papierrosen staken darin.

Die Musikanten bliesen ein trauriges Lied. Das stolperte über die Misthaufen und zerplatzte an den Fensterscheiben wie ein dummer Landregen. Aber es war niemand in den schwarzen, torfgepichten Häusern.

Nur vor dem vierundzwanzigsten hantierte das Söhnchen mit einem Holzpferd. Und es tanzte damit wie nach einer sanften Musik.

Das war aber nicht der traurige Blechregen hinter den Särgen. Der Vlame pfiff sich selbst sein Liedchen. Und es war wie ein Reiterliedchen, und das Söhnchen tanzte mit dem Holzpferd hinterdrein.

IV.

Der Steiger Jean Huysmanns fuhr jeden Morgen um fünf auf seinem Dreirad zur Grube.

Und Madelaine stand wieder am Fenster. Sie hatte eine knittrige Latzschürze vor. Und die feinen Härchen vom Scheitel standen in der Sonne und waren ganz weiß wie der morsche Reif des Alterns.

Und es kamen noch viele Kostgänger ins Haus. Und die dann wieder gingen hatten weiße Gesichter, wie von einer Seuche verheert. Sie trugen das weiße Verheerte in die Klöster und verbrannten es im Weihrauch des Cölibats. Sie ließen keine Spur und keinen Schatten zurück. Und der Geruch von ihren Glatzen flog auf die Gasse wie Spreu und wurde vom Atem der Düngerhaufen aufgesogen, bis diese voll waren wie ein Schwamm.

Da begab es sich, daß man den zwölf Bergleuten, die das schwarze Wetter erschlagen hatte, ein Denkmal setzte.

Der Steiger Jean Huysmanns verbot aber seiner Frau, zur Feier zu gehen. Denn sie war schwanger und im zehnten Monat.

Madelaine zog dennoch das schwarze Brautkleid an, das sie auch zum Begräbnis getragen hatte und ging auf den Kirchhof. Sie warf ein paar sanfte Feldblumen auf das Massengrab und ging siebenmal um das Denkmal herum, so daß der Pfarrer sie ansah wie eine Irre.

Und so wie eine Irre torkelte sie ins Dorf zurück. Ein fremder Schatten hüllte sie ein wie in eine Wolke. Und sie spürte ihre Stunde wie das Brausen eines Bahnzuges. Sie sah darin zwei große Lichter, die waren blau. Und ein Dampf wirbelte durch ihr Blut und machte es sieden.

Sie warf sich unausgekleidet auf das Bett, das kühl und hungrig in der Kammer gähnte. Und sie lag darin wie in einem Sarg.

Ein Fröstelschauer zerschlug ihre Glieder. Die Lippen wurden blau und stumpf.

Die alte Bettlade stöhnte wie im Fieber. Aus den wurmzerstochenen Fugen rieselte Blut. Madelaine zerfloß wie ein Schatten.

Als Jean Huysmanns des Abends kam und die ausgelaugte Luft seinen Atem wegfraß, holte er die Schwiegermutter. Er führte sie in die Kammer. Aber das Kind war schon da.

Da hob es die alte Frau empor und prüfte es und wog es in den Händen wie eine billige Ware.

Und zu dem Steiger sagte sie halb im Lachen: „Ja, ja. Gestern hab ich der Jeanette auch so ein Kinderl geholt. Das hat genau so blonde Haare und so blaue heimtückische Augen. Aber meiner andern Tochter Mann ist ein Vlame. Aus St. Amand. Du weißt ja!"

Jean Huysmanns nickte nur ganz fern. Gelähmt durch ein ahnendes Gefühl, das von dieser Alten, angebohrt, weitersägte in den verfetteten Nerven, rang er wie ein Bewußtloser nach Worten, die Bewußtlose auf den zerwalkten Kissen damit zu beschmutzen und wegzuwerfen wie ein zerbrochenes Gefäß.

Aber die hörte ein Reiterliedchen pfeifen. Und es waren des Vlamen Leon Stappen Lippen, die also pfiffen.

Gedichte

Die Nacht ist groß

Die Häuser sind Paläste geworden
Vor soviel Nacht.
Fast könnte es Herbst sein.
Aber es ist keine Jahreszeit.
Und die sich begegnen,
Schauen sich an —

Heimlich, Heilig:
Denn der andre könnte ja ein König
Sein.

Späte Oktobernacht

Schließlich verlöschen die Straßenflammen,
Die noch vom letzten Abend stammen,
Und eine Stille wird ringsherum,
Als wären tausend Seelen beisammen
Und unterhielten sich stumm.

Aber der Mond mit unversehrten,
Ängstigend überriesen Gestalt
Dringt noch, langsam, doch ohne Halt,
Und pflanzt auf den kahlen, kalten Asphalt
Fabelhafte Gärten.

Manfred Adam

Ueber das Licht

Von Robert Delaunay

Im Verlauf des Impressionismus wurde in der Malerei das Licht entdeckt, das aus der Tiefe der Empfindung erfaßte Licht als Farben-Organismus aus komplementären Werten, aus zum Paar sich ergänzenden Maßen, aus Kontrasten auf mehreren Seiten zugleich. Man gelangte so über das zufällig Naheliegende hinaus zu einer universalen Wirklichkeit von größter Tiefenwirkung (nous voyons jusqu' aux étoiles). Das Auge vermittelt nun als unser bevorzugter Sinn zwischen dem Gehirn und der durch das Gleichzeitigkeitsverhältnis von Teilung und Vereinigung charakterisierten Vitalität der Welt. Dabei müssen sich Auffassungskraft und

Wahrnehmung vereinigen. Man muß sehen wollen.

* * *

Mit dem Gehörsinn allein wären wir zu keinem so vollkommenen und universalen Wissen vorgedrungen, und ohne die Wahrnehmungsmöglichkeiten des Gesichtssinnes wären wir bei einer Successiv-Bewegung stehen geblieben, sozusagen beim Takt der Uhr. Bei der Parität des Gegenstandes wären wir verblieben, beim projizierten Gegenstand ohne Tiefe.

In diesem Gegenstand lebt eine sehr beengte Bewegung, eine simple Folge von Stärkegraden. Im besten Fall, kann man, bildlich gesprochen, zu einer Reihe aneinandergehängten Wagen gelangen.

Architektur und Plastik müssen sich damit begnügen.

Auch die gewaltigsten Gegenstände der Erde kommen über diesen Mangel nicht hinweg, und wäre es auch der Eifelturm oder der Schienenstrang als Sinnbilder größter Höhe und Länge, wären es die Weltstädte als Sinnbilder größter Flächenausdehnung.

* * *

Solange die Kunst vom Gegenstand nicht loskommt, bleibt sie Beschreibung, Litteratur, erniedrigt sie sich in der Verwendung mangelhafter Ausdrucksmittel, verdammt sie sich zur Sklaverei der Imitation. Und dies gilt auch dann, wenn sie die Lichterscheinung eines Gegenstandes, oder die Lichtverhältnisse bei mehreren Gegenständen betont, ohne daß das Licht sich dabei zur darstellerischen Selbständigkeit erhebt.

* * *

Die Natur ist von einer in ihrer Vielfältigkeit nicht zu beengenden Rythmik durchdrungen. Die Kunst ahne ihr hierin nach, um sich zu gleicher Erhabenheit zu klären, sich zu Gesichten vielfachen Zusammenklangs zu erheben, eines Zusammenklangs von Farben, die sich teilen, und in gleicher Aktion wieder zum Ganzen zusammenschließen. Diese synchromische Aktion ist als eigentlicher und einziger Vorwurf (sujet) der Malerei zu betrachten.

Für die Uebersetzung verantwortlich
Paul Klee

Die rote Flamme

Von Hermann Wagner

Fortsetzung

„Guten Morgen, Herr Theobald!" sagte sie und rieb sich die Augen.

„Guten Morgen, Fräulein," erwiderte Herr Theobald.

„Ich habe sehr gut geschlafen."

Sie zog ihre Arme aus dem Bette hervor und bettete sie unter ihren Kopf. So sah sie Herrn Theobald zu.

„Wunderbar habe ich geschlafen! Gar nichts mehr weiß ich von voriger Nacht! — Wie spät ist es, Herr Theobald?"

„Acht Uhr, Fräulein Hermine."

„Da muß ich wohl aufstehen, nicht wahr? — Gott, ich bin gewohnt, so lange zu schlafen! Ich bin selten vor elf aufgestanden! . . . Ja, man wird faul, Herr Theobald, faul! . . ."

Herr Theobald zeigte auf das Waschgestell.

„Ich habe Ihnen Wasser zum Waschen hierher gestellt," sagte er und gab den gemahlenen Kaffee in das siedende Wasser.

Das Wasser brodelte und floß über. Die glühenden Platten zischten.

Herr Theobald zog schnell den Topf zurück.

„Wie? Sie kochen sich selbst?" rief Fräulein Hermine.

„Was kochen Sie denn?"

„Kaffee," sagte Herr Theobald.

Er wies ihr nochmals die Sachen, die er ihr zu ihrer Toilette bereit gelegt hatte, und begab sich dann in die Kammer, um dort Ordnung zu machen.

Als er wieder heraustrat, war sie schon gewaschen und angekleidet. Sie stand gerade vor dem Spiegel und ordnete ihr Haar.

Herr Theobald breitete über die eine Hälfte des Tisches ein weißes Tuch, brachte Butter und Brot und goß den Kaffee ein.

„Ich danke," erwiderte sie, nahm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

„Sagen Sie mir, Herr Theobald," fuhr sie fort, während sie ein Stück Brot mit der guten gelben Butter bestrich, „sagen Sie mir, womit soll ich Ihnen für alles Freundliche, das Sie mir erwiesen haben, danken."

„Es ist nicht der Rede wert, Fräulein Hermine," sagte Herr Theobald und nickte ihr freundlich zu.

Die Aufrichtigkeit, mit der sie ihn ansah, der ruhige und einfache Ton ihrer Stimme, taten ihm wohl.

„Nein, Herr Theobald, ich bin Ihnen viel schuldig. Mehr als Sie denken . . . Sehen Sie, gestern da glaubte ich noch, es Ihnen heimzahlen zu können, — — in der Art eben, wie unsereins das heimzahlt . . . Aber Sie — —"

„Ach, lassen Sie das!" unterbrach sie Herr Theobald, der nicht einmal rot geworden war, sondern sich Herr der Situation fühlte.

Es kam eine plötzliche Lustigkeit über ihn, alles Düstere war von ihm genommen, lachen, laut und frei lachen hätte er können!

„Sie sind ein lieber Mensch," sagte sie und sah ihn mit großen und erstaunten Augen an, „ein eigentümlicher Mensch . . . Warum haben Sie eigentlich keine Frau?"

„Warum ich keine Frau habe? Das ist sehr einfach. Ich habe keine gefunden, die mich hätte haben wollen —"

Fräulein Hermine schüttelte den Kopf.

„Das glaube ich nicht," sagte sie und in dem Tone, wie sie es sagte, lag soviel aufrichtige Schätzung, daß Herr Theobald sich beschämt fühlte.

Er wich daher schnell aus.

„Reden wir doch von Ihnen, liebes Fräulein," sagte er. „Warum denken Sie nicht daran, sich irgendwo ein ruhiges und festes Leben zu sichern? Sie sind doch noch jung!"

„Ich bin nicht mehr jung," sagte sie, und Herr Theobald sah sie das erste Mal traurig.

Es war aber keine heiße Traurigkeit, die klagt, sich windet und stöhnt, sondern ein dumpfer, alter Schmerz, den die Zeit stumpf und gleichgiltig gemacht hat, der es verlernt hat, Grimassen zu schneiden, der zynisch geworden ist und grinsen und lächeln kann . . .

Herr Theobald blickte dem Weibe in das Gesicht und war ergriffen.

Und doch durchströmte ihn eine geheime Freude.

Sie ist schwach, sie ist am Ende, sie braucht Hilfe, durchzuckte es ihn.

Daß sie schwach war und Hilfe brauchte, erfüllte ihn mit Freude! . . .

„Mit mir ist es aus . . ." fuhr sie fort, und man konnte erkennen, daß es ihr eine qualvolle Last war, zu reden. „Noch ein paar Jahre, — dann bin ich hin!"

Sie lachte kurz und trocken.

„Sprechen Sie nicht so," bat sie Herr Theobald.

„Sie sehen zu schwarz. Es ist noch nicht alles, was Sie verloren haben! Wollen Sie nur, — Sie werden sehen, es wird dann alles anders!"

Sie lächelte ihn an.

„Wenn man Sie reden hört, könnte man fast glauben, es sei wirklich so leicht. Sie sind wie ein Kind, Herr Theobald! O, ich bin viel, viel älter als Sie! . . . Das Leben draußen ist ganz anders!"

Herr Theobald erschauerte.

Wem sagte sie das?

Wer wußte es besser als er, daß das Leben grausam und häßlich war, er, der sich nie mit ihm im Einklang befunden hatte.

War diese da auch eine, die brünstig gegangen war, eine Seele zu suchen, und die auf dem harten Pfade des Lebens zusammengebrochen war?

Warum sollte sie es nicht sein.

War es schließlich nicht ein jeder Mensch einmal in einem Momente seines Lebens, und kam es nicht nur darauf an, diesen Moment zu erkennen? . . .

Herr Theobald war so von Mitgefühl und Liebe durchglüht, daß er hätte die Arme ausbreiten mögen, um die ganze Welt, die ganze leidende Welt zu umschließen.

„Glauben Sie nicht, daß Sie allein abseits gehen, liebes Fräulein," sagte er und seine Augen leuchteten.

„Ein jeder von uns hat wohl etwas, was an ihm frißt . . . Ich habe schon einmal gedacht: es geht nicht mehr weiter — — ich habe mich durch die Tage geschleppt, ich war wund und stumpf . . . und sehen Sie, es ist immer wieder gegangen . . . Da drinnen muß es sitzen, da, inwendig . . . hören Sie hinein! Dort, wenn der Schmerz am verzehrendsten brennt, dort singt etwas, eine Melodie klingt, eine leise, süße Melodie . . ."

Und er vergaß sich ganz, lehnte sich in den Stuhl zurück, schloß halb die Augen und sprach immerzu. Es floß von seinen Lippen so leicht, niemals fehlte ihm der richtige Ausdruck.

Träume flogen ihm zu, von einer unerhörten Schönheit und Größe, er nahm sie in sich auf, durchtränkte sie mit dem, was ihm eigen war, und breitete sie vor ihr aus: wie ein schwebendes Stück Leben eilte alles an ihr vorbei . . .

Woher hatte er das alles? Woher hatte er es doch? Er wußte es nicht, war erstaunt, zu Tode erschrocken darüber, und doch war ihm auch, als müsse es so sein, als hätte es schon immer so in ihm gelegen und als dränge es sich nur heute jauchzend und sausend heraus —

Langsam wurde er stiller und wehmütiger, und seine Augen füllten sich mit Tränen.

Er erzählte ihr von seiner Liebe und von seiner Sehnsucht, und davon, daß alles immer ein Traum geblieben sei . . .

Ach, sie möge nicht glauben, daß er dieserhalb ein Enttäuschter sei, einer, dem das Leben nichts mehr zu geben habe!

Er sei glücklich!

Glücklich und reich sei er!

Wer könne sie ihm rauben, seine Liebe?

Wer könne das?

Niemand!

Kein Mensch und kein Gott!

Die trüge er mit sich herum:

Sie erfüllte sein ganzes Wesen, durch sie sähe er die ganze Welt!

Ja, darauf käme es an:

Die Welt durch das zu sehen, was man an ihr liebe!

Ob sie nicht den Baum da draußen sehe, mit

R. Storm-Petersen: Drame obscure / Originalholzschnitt

seinen entzückenden kahlen Aesten, mit seinen süßen zarten Zweigen, die nackt seien wie winzige, neu geborene Knaben?

Und der Schnee darauf? Gleiche er nicht einem Besatze von glitzernden Diamanten?

Oder die Wolke da oben?

Diese kleine weiße, bläuliche Wolke? Wie sie träumerisch dahinziehe, wie ein Märchen! . . .

Und dann die Menschen —

Sehe sie nicht, wie sie litten?

Das Schicksal an Ihnen, sehen Sie es nicht?

Wie sie gedrückt dahin schlichen, durch Lüge, Haß, Liebe hindurch, wie Marionetten, einem Unbekannten entgegen, das sie anstarre . . .

Herr Theobald hatte den Arm ausgestreckt und ließ ihn sinken.

„Ja, Fräulein! . .“ murmelte er und brach dann plötzlich ab.

Fräulein Hermine hörte ihm nicht mehr zu.

Sie hatte den Kopf auf den Tisch gelegt, ihn in ihre Arme vergraben, und weinte leise vor sich hin.

Offenbar schämte sie sich.

Nur die krampfhafte Art, wie ihr Körper zuckte, verriet ihre Erregung.

Herr Theobald blieb lange schweigsam.

Er war plötzlich ernüchtert.

Der Tag mit seinem aufdringlichen Licht, mit seinem Lärm, drang durch das Fenster.

Alles war wie umsonst.

Fast begriff er es nicht: das sich gar nichts, aber auch gar nichts geändert hatte.

Daß er noch immer zwischen den vier Wänden hauste, daß die schmale „Sorge“ vor ihm lag, die Totenschänke, die ganze kleine Stadt mit ihren engen Gassen und alten Giebeln, und daß die düstere Ecke in der Kanzlei seiner harrte, mit der gleichgiltigen, nichtssagenden Arbeit . . .

Und daß dieser Joachim sein Freund war, dieser nüchterne Mensch, der nichts fühlte, nichts wollte! . . .

Unbegreiflich war ihm das alles.

Und fast zweifelte er an seiner eigenen Existenz.

Der, der er gewesen war, war nicht mehr.

Ein Fremder war es, der hier fühlte und dachte, der hier sah und sprach.

Dem er erschrocken zusah, der ihn ratlos und Staunen machte.

Was war Leben, was Traum.

In eine fremde Umgebung sah er sich versetzt.

Alles seltsam und neu.

Die Erde war jung, frisch und heiter, sie sprach zu ihm in allen Tonarten, und er verstand sie, reagierte auf alles, in einer merkwürdig lebhaften Weise, die er bisher nicht an sich gekannt hatte

Das Blut rollte ihm schneller durch die Adern, sein Atem war leicht, sein Auge scharf, flink sein Gang, seine Muskeln spieltn . . .

Herr Theobald entriß sich mit Gewalt diesen Bildern. Er trat vor den Spiegel, fuhr sich durch die weißen Haare und lächelte dünn.

Die Uhr schlug neun.

„Beruhigen Sie sich, Fräulein Hermine,“ sagte er, „es wird ja alles anders werden!“

Da sie nicht hörte, faßte er sie an der Schulter.

Sie fuhr auf.

Sie strich sich mit beiden Händen über die Augen, lachte ihn an und meinte: „Sie haben recht . . . es ist ja Unsinn, zu flennen!“

. . . Sie stand auf und räumte, ohne ihn zu fragen, die Frühstücksreste vom Tische.

Als sie das Tischtuch zusammenfaltete, wandte sie sich von ihm ab: „Wissen Sie, Herr Theobald, warum ich geweint habe?“

Er wisse es nicht.

Ob er sie aber auch nicht auslachen werde, wenn sie es sagte?

Nein, das würde er gewiß nicht tun.

„Ja ich weiß gar nicht, wie ich es Ihnen sagen soll,“ sagte sie und drehte ihm immer den Rücken zu, . . . „aber wirklich: Sie lachen mich nicht aus?“

Er bestätigte ihr nochmals: nein, nicht!

„Also, — ich habe mir etwas Dummes eingebildet.“

Herr Theobald verstand nicht.

„Etwas eingebildet?“

„Ja, es war sehr dumm — — — Denken Sie: ich bildete mir ein, Sie wären in mich verliebt! . . .“

Sie lachte, sah ihn aber nicht an.

Um sich etwas zu schaffen zu machen, faltete sie das Tischtuch noch einmal auseinander, legte es wieder zusammen und hing es über einen Stuhl.

Herr Theobald war krebsrot geworden.

Er starrte sie an und fand kein Wort der Erwiderung.

Aber in seiner Brust lachte etwas, da würgte es und wollte herauf!

Aber kein Wort fand er, nicht einmal eine Geberde . . .

Auch Fräulein Hermine zögerte eine Weile, ehe sie fortfuhr:

„Daß Sie verliebt in mich wären, habe ich eigentlich nicht geglaubt . . . nein, das ist nicht der richtige Ausdruck! . . . überhaupt, — ich weiß nicht, ob Sie mich verstehen werden . . . ich war überrascht, daß Sie so lieb zu mir gesprochen haben . . . schon gestern waren Sie so freundlich zu mir! . . . und dann, nicht wahr: Sie haben doch gar nichts davon! — Gott, denken Sie, da ging es mir so durch den Kopf: wenn das dein Mann wäre! . . .“

Sie brach ab.

Sie drehte sich plötzlich um, sah ihn voll an: mit einem kurzen heftigen Blick . . .

„Und da mußte Sie weinen?“ fragte Herr Theobald rauh.

„Nicht wahr: so dumm!“

Herr Theobald ging zum Ofen und legte Kohlen zu. Lange und zwecklos schürte er die rote Glut. Er mußte etwas tun, um seine Gedanken abzulenken. Es war ja alles unsinnig.

Kalt wollte er bleiben. Kalt und nüchtern.

Er sprach in Gedanken unablässig vor sich hin: unsinnig, unsinnig . . . .

Fräulein Hermine sah ihm zu.

In Wirklichkeit sah sie ihn gar nicht.

Ihre Augen gingen über ihn hinweg, verloren sich in einem Meere von Nebel und Wolken —

„Es war merkwürdig,“ sprach sie leise, wie zu sich selbst, „ich mußte dabei an meine Eltern denken . . .

Es wäre schließlich so gekommen: ich hätte heute einen Mann — —“

Herr Theobald griff ihre Worte auf.

Schnell begann er zu reden, in der Furcht, sie könne wieder auf ihn zurückkommen.

Obwohl es ihm im Grunde widerstrebte, drehte er das Gespräch.

„Sie haben an Ihre Eltern gedacht, Fräulein Hermine. Und da mußten Sie weinen . . . Sicher gibt es noch viele Fäden, die Sie zu ihnen hinziehen. Sie erzählten mir ja gestern schon von ihrer Heimat. Denken Sie manchmal an sie zurück?“

Fräulein Hermine fand sich gar nicht zurecht.

Hatte er etwas gefragt?

„Wovon sprachen Sie?“

„Von Ihren Eltern.“

Ach die!“

Fräulein Hermine zog in ihrer leichten Art die Achseln hoch und begann langsam in der Stube auf und ab zu gehen.

Es war soviel Gleichgiltigkeit und Kälte in ihrer Stimme und in ihrer Miene, daß Herr Theobald an ihr ganz irre wurde.

„Sie erzählten doch gestern so lebhaft davon, wie alles zuhause bei Ihnen gewesen sei. Von Ihrem Vater sprachen Sie, und von Ihrer Mutter. Sie waren doch richtig stolz auf sie! —“

„Ja, ja!“ machte sie, „wie lange ist das her!“

„Haben Sie nicht den Wunsch, wieder einmal nachhause zu gehen? Es müßte sich doch alles gut machen lassen, denke ich.“

Fräulein Hermine blieb stehen und machte große Augen.

„Wie meinen Sie das?“ fragte sie.

„Ich meine, daß Sie das Leben hier aufgeben sollen. Daß Sie alles Vergangene hinter sich werfen sollen. Es ist ja nicht vorbei mit Ihnen, Sie haben noch zu hoffen! . . . Suchen Sie Ihre Eltern auf! Gehen Sie heim, Fräulein Hermine! Man wird Ihnen beistehen, alle werden Ihnen helfen!“

„. . . Oder können Sie das nicht?“ setzte er hinzu, da sie ihm gar nicht zuzuhören schien, sondern wieder nervös hin und her ging.

„Was soll ich nicht können?“

Herr Theobald war verlegen.

„Ich meine, ob Sie nicht imstande wären, ein neues Leben zu —, ich meine, ob Sie nicht die Lust finden würden, wieder ruhiger und gleichförmiger zu leben?“

„Herr Theobald!“

Sie lachte, kam zu ihm und legte beide Hände auf seine Schultern.

So sah sie ihm eine Weile in die Augen.

„Herr Theobald! Machen Sie nicht so viele Worte! Nennen Sie die Sache immerhin bei ihrem Namen! . . . Und dann, da Sie fragen: glauben Sie im Ernste, es machte mir viel Vergnügen, mein Leben? . . . Als ich ein junges Ding war, — da war das etwas anderes! Damals — vielleicht! Aber heute . . .“

Sie lehnte sich noch schwerer an ihn.

„Ich weiß, ich weiß! Ich gefalle Ihnen noch immer, Herr Theobald! . . . Ach was! Werden Sie nicht rot! Was ist dabei! . . . Schließlich — ich bin erst einige Dreißig! . . . Und dann, da Sie es wissen wollen . . . heute, heute täte ich gern etwas anderes! . . .“

Sie ließ ihn frei und warf sich nachdenklich in das Sofa.

Herr Theobald atmete auf.

„Versuchen Sie es,“ begann er wieder. „Fahren Sie heim, Fräulein Hermine . . . Oder ist das nicht möglich?“

„Möglich?“ sagte sie mechanisch. „Gewiß — warum sollte es nicht möglich sein?“

Plötzlich ging über ihr Gesicht ein Leuchten.

Sie warf einen lauernden Blick auf Herrn Theobald. „Oder doch, — nein!“ sagte sie und ihre Ruhe klang sehr gemacht. „Es ist doch nicht möglich, Herr Theobald!“

„Und was hindert Sie?“

Seine Stimme zitterte.

„Daß Sie so fragen können, Herr Theobald! Womit soll ich die weite Reise machen? Ich habe keinen Kreuzer Geld, — ich bin blank! Auch kann ich mich so zu Hause nicht sehen lassen: in diesen Fetzen! Wäsche habe ich keine, keine Schuhe, an allem fehlt es mir! . . . Und dann zu Hause. . . Wie sollte das werden? Man kennt mich gar nicht mehr!“

„Ihre Eltern . . .“

„Gott, meine Eltern! . . .“

„Leben sie noch?“

Fräulein Hermine lag mehr auf dem Sofa, als daß sie auf ihm saß. Ihre Augen waren geschlossen. „Ja, ja, — sie leben,“ und es klang, als wisse sie gar nicht, was sie sage, als sei sie mit ihren Gedanken ganz wo anders.

Herr Theobald wurde unruhig.

Belästige ich sie? fragte er sich.

Dennoch wagte er, wenn auch zögernd, weiter vorzudringen.

„So wollen Sie es nicht versuchen?"

„Versuchen! — — Wie, Herr Theobald? Wie?!"

Herr Theobald überwand sich.

Ohne ihr ins Gesicht sehen zu können, sagte er: „Dafür will ich gerne Sorge tragen . . . wenn Sie gestatten . . ."

Schließlich warf er doch einen Blick zu ihr hinüber. Sie lag noch ebenso unbeweglich, ihre Lider bedeckten die Augen, kein Zug in ihrem Gesichte verriet sie.

„Wie, Sie wollen? . . ." fragte sie endlich, und in ihrer Frage lag nichts von Ueberraschung und nichts von Freude.

„Was in meinen Kräften steht, gern," sagte Herr Theobald zögernd. „Ich habe freilich nicht viel, — aber wenn sie glauben, daß es ausreicht. . ."

Das dürfen Sie nicht tun," sagte unbeweglich Fräulein Hermine.

Herr Theobald war ratlos.

„Nehmen Sie es nicht an?"

„Das dürfen Sie nicht tun," wiederholte Fräulein Hermine mit der gleichen Farblosigkeit, ohne mit einer Wimper zu zucken.

„Habe ich Sie beleidigt?"

„Herr Theobald! Wer sagt Ihnen denn, daß ich Ihr Geld nicht nehme, um mir damit einige lustige Tage zu machen und dann wieder — unterzutauchen?"

„Nein Fräulein reden Sie nicht so! . . . Das ist ja . . . Nein, nein, hören Sie auf!"

„Wer sagt Ihnen das? Wissen Sie denn, wer ich bin? Kennen Sie mich? Wer bürgt Ihnen dafür, daß ich Sie nicht an der Nase herumführe?"

Es war gar nicht, als ob sie es sei, die sprach. Irgendein Mädchen lag auf dem Sofa, teilnahmslos, mit geschlossenen Augen, und aus seinem Munde kamen gelassen, ohne sich zu überstürzen, Worte, Worte . . .

Sie waren farblos, fast ohne Betonung gesprochen, man konnte im Zweifel sein, ob die, die sie sprach, wach war oder schlief.

Das einzige, wodurch sie eine Nuance Leben erhielten, nur einen Hauch, schien ein leiser Spott zu sein. Herr Theobald fühlte ein leiser Spott . . .

„Ja, so leicht machen Sie es einem, Sie zu betrügen! . . . Stellen Sie sich vor, wie alles kommt: man nimmt Ihr Geld, Ihr schönes Geld, Herr Theobald, man macht mit ihm davon. . . Irgendwohin — natürlich, wo's lustig ist . . . das findet sich! Jemand, der mitfährt . . . haha! . . . der findet sich auch! . . . Was soll man machen? Man unterhält sich nicht? Zu Zweien, zu Dreien, zu Dutzenden. . . Sie haben eine Ahnung, was man treibt! . . . Man trinkt, man lacht . . . Man lacht, Herr Theobald! Man wälzt sich, — ja! . . . Es gibt da eine Geschichte . . . von einem alten Mann . . . haha! . . . der Huren Geld gibt . . . haha! . . . für nichts! . . . für nichts! . . ."

Was bin ich für ein jämmerlicher Mensch! sagte sich in Gedanken Herr Theobald. Warum breche ich nicht in Gelächter aus über mich!

Er sah sich vor einem anderen stehen, der er selbst war, und sah sich, wie er über diesen anderen lachte, und dieses Gelächter klang ihm gellend in die Ohren. In Wirklichkeit brachte er es nur zu einer verzweifelten Aeußerung, in die er allen seinen Schmerz und all' seine Entrüstung hineinpreßte:

„Fräulein! . . ."

„Herr Theobald?" sagte sie weich und schlug zum ersten Male die Augen auf.

Hatte sie gar nichts gesagt?

Sie sprang auf und reichte Herrn Theobald die Hand. „Ich nehme an, ich nehme an!" rief sie aus. „Alles, was von Ihnen kommt, nehme ich an! Aber ich zahle es Ihnen zurück! Alles zahle ich Ihnen zurück, jeden Kreuzer! . . . Nicht wahr, Sie glauben es . . . Sie glauben es mir?!"

„Gewiß, Fräulein Hermine . . ."

Sie hörte nicht auf, seine Hände zu schütteln.

„Und Sie schenken es mir nicht?"

Herr Theobald wurde rot.

Aber sie drang in ihn: „Sagen Sie es, daß Sie es mir nicht schenken! Sagen Sie es, sagen Sie es!"

„Ja . . . ja . . ."

„Ich freue mich darauf. Jetzt! Jetzt freue ich mich darauf! . . . Ich werde heim fahren . . . heim . . . Denken Sie sich: zehn Jahre war ich nicht mehr zu Hause! Zehn Jahre . . ."

Und ohne daran zu denken, daß er es schon wußte, fing sie wieder an, ihm von allem, von dem sie ihn schon gestern unterrichtet hatte, noch einmal zu erzählen: von ihrem Dorfe und von ihren Leuten.

Dabei kam sie in ihrer Erzählung, die sie in ihrer Art sprunghaft, verworren und ohne Zusammenhang vorbrachte, immer wieder darauf zurück, er möge ja nicht glauben, daß sie von gemeinen Leuten, ohne Bildung und ohne Erziehung sei.

Sie sprach in der Tat recht gewählt und zeigte sich jeder Situation gewachsen, ja, einem unbefangeneren Beobachter als Herrn Theobald wäre kaum jener leis ironische Ton ihrer Worte entgangen, mit dem sie gleichsam ihre höhere Intelligenz markierte. Dennoch war noch so viel des Frischen, Unbekümmerten und Naiven in ihr, daß ihre Worte wie prasselnde Funken stoben, ohne daß die Lebhaftigkeit ihres Wesens sie dazu verführt hätte, platt, gemein und plump roh zu werden.

Kaum daß sich hin und wieder durch eine Geste, einen Blick, eine Wendung verriet, wer sie war.

Herr Theobald hörte ihr angestrengt zu, verschlang sie mit seinen Blicken und wußte doch nicht, was sie sagte.

Er machte zuweilen eine kurze Bemerkung, nickte viel mit dem Kopfe und lächelte, wenn ihre Zähne aufblitzten, mechanisch mit.

Im Geheimen aber sog er sich mit ihrem Bilde voll, prägte sich jeden einzelnen ihrer Züge ein, ließ sich keine ihrer vielen charakteristischen Gesten und Laute entgehen.

Mit allen Fasern seines starken Verlangens hatte er sich an sie geklammert.

Er wußte: ihr Bild würde nie mehr in ihm vergehen . . .

Fortsetzung folgt

Märzlich den Kurfürstendamm herunter

Der Kaiser Wilhelm Gedächtnis-Kirche ragender Turm
(der auf Befehl von S. M. mit dem Stern auf dem Kreuz)
sieht heute so übermangansauerkalig gewaschen aus.
Das war der Märzwind der Nacht,
der märzliche Regen,
vorfrühlingsfröstelnd,
vielleicht aber auch
— wer kann das wissen! —
ein heimlicher Gruß aus den Lüften,
die eben mal nötige, absolut nötige Schleuse
aus dem P. P. des Zeppelin-Luftschiffes „Hansa"
(war es Herr Silbergleit, Heller, gar Natteroth?),
die jetzt gen Schmargendorf
unschuldig
ihren goldenen Geierflug zieht.

Alfred Richard Meyer

Empfohlene Bücher

Die Schriftleitung behält sich Besprechung der hier genannten Bücher vor. Die Aufführung bedeutet bereits eine Empfehlung. Verleger erhalten hier nicht erwähnte Bücher zurück, falls Rückporto beigefügt wurde.

Albert Ehrenstein
Tubutsch
Mit Zeichnungen von Oskar Kokoschka
Verlag Jahoda und Siegel / Wien

Albert Ehrenstein
Der Selbstmord eines Katers
München / Verlag Georg Müller

Alexandre Mercereau
Paroles devant la Vie
La Vie / Le poète / La Financée / La femme enceinte / La Mère Soi-Même / La Demeure / La Mort
Paris / Eugène Figuière et Cie Editeurs

Alexandre Mercereau
La Littérature et les Idées Nouvelles
Paris / Eugène Figuière et Cie Editeurs
Collection „Revue Indépendante"

Jean Metzinger
Alexandre Mercereau / Essai Critique
Paris / Eugène Figuière et Cie Editeurs

Guillaume Apollinaire
L'Enchanteur Pourrissant
Mit Holzschnitten von André Dérain
Paris / Verlag Kahnweiler

Guillaume Apollinaire
L'Hérésiarque et Cie / Novellen
Paris / Verlag Stock

Guillaume Apollinaire
Les Peintres cubistes / Méditations esthétiques
Paris / Eugène Figuière et Cie Editeurs

Alfred Döblin
Die Ermordung einer Butterblume / Novellen
München / Verlag Georg Müller

Guillaume Apollinaire
Le Bestiaire ou Cortège d'Orphée
Paris / Verlag Deplanche

Henri-Martin Barzun
L'Ere du Drame / Esai de Synthèse Poétique Moderne
Paris / Verlag Eugène Figuière et Cie
Collection „Poème et Drame"

Eugène Montfort
La Turque / Roman Parisien
Paris / Modern-Bibliothèque
Arthème Fayard et Cie / Editeurs

Verantwortlich für die Schriftleitung:
Herwarth Walden / Berlin W 9

Ständige Ausstellungen
der Zeitschrift Der Sturm

Berlin W / Königin Augustastraße 51
gegenüber der von der Heydtstraße
Fahrgelegenheit: Lützowplatz

Elfte Ausstellung

G. Münter

Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 10—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark

Vom 27. Januar ab:

Zwölfte Ausstellung

R. Delaunay

Ardengo Soffici

Verlag der Sturm

Berlin W 9 Potsdamer Straße 134a
Fernruf Amt Lützow **4443**

Zeitschrift der Sturm
Dauerbezug

Gewöhnliche Ausgabe: Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelnummer 20 Pfennig / Doppelnummer 40 Pfennig × Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs / Einzelnummer 25 centimes / Doppelnummer 50 centimes. Probenummer umsonst

Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark × Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben

Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 6 Mark

Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken und Straßenständen auf

Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum zehnten des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Sonderdrucke

Max Pechstein: Die Erlegung des Festbratens / Originalholzschnitt / Auf Nummer 94 der Zeitschrift Der Sturm sind einhundert Exemplare vom Künstler mit der Hand aquarelliert, signiert und numeriert / Das Exemplar 5 Mark

Franz Marc: Versöhnung / Originalholzschnitt / 15 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark / Tierlegende / Pferde / Tiger / Pferde (Hochformat) / Originalholzschnitte / je 10 Exemplare vom Künstler auf Japanpapier handgedruckt, signiert und numeriert / Das Exemplar 40 Mark

G. Münter: Neujahrswunsch / Fünf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

Richter-Berlin: Landschaft mit holländischer Mühle / Landschaft mit Bockmühle / Landschaft mit Bahnwärterhäuschen / Landschaft mit Kindern / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare auf Japanpapier / Das Exemplar 25 Mark

Schmidt-Rottluff: Mann und Weib / Zwölf handgedruckte, numerierte und signierte Exemplare / Das Exemplar 30 Mark

Arthur Segal: Vom Strande I / Vom Strande III / je fünfzehn signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 20 Mark

H. Campendonk: Originalholzschnitte [Nummer 131, 134/135, 140/141] zwölf signierte und numerierte Exemplare / Das Exemplar 25 Mark

Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark

Oskar Kokoschka: Niijnsky / Porträt Lichtdruck, großes Format / 10 Mark

R. Delaunay: Album / Elf Reproduktionen von Gemälden (ein Farbendruck) mit einem Gedicht von Guillaume Apollinaire / Das Exemplar 10 Mark

Musik

Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark

Künstlerpostkarten

Futuristen: 1 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz × Lichtdrucke: Das Exemplar 20 Pfennig

2 / Umberto Boccioni: Das Lachen / Abschied / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Pan-Pan Tanz / Ruhelose Tänzerin × Cliché-drucke: Das Exemplar 20 Pfennig

Zeitschriften

Die Aufnahme erfolgt kostenlos nach freiem Ermessen der Redaktion dieser Zeitschrift

L'Effort Libre / früher L'Effort / Monatsschrift / Herausgeber: Jean Richard Bloch / Poitiers [Vienne]

L'Indépendance / Halbmonatsschrift / Künste / Kultur / Philosophie / Politik / Jahresbezug 15 Francs / Paris 31 rue Jacob

Les Marges / Monatsschrift / Paris 5 rue Chaptal
La Nouvelle Revue Française / Monatsschrift / Paris VIe 35/37 Rue Madame / Nummer 1 Francs 50 centimes

Les Cahiers du Centre / Moulins [Allier]
Les Soirées de Paris / Recueil Mensuel / Paris 9 rue Jacob

Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für Neue Kunst. Tschechische, fremde und alte Kunst: Literatur, Kunsthistorie, Malerei, Plastik, Architektur, Kunstgewerbe, Theater, Musik. Erscheint monatlich (8 Bildbeilagen, 20 Seiten reich illustrierter Text, Musikbeilage). Jährlich M. 12.60 / Prag I / Bellevue / Franzenquai 20

Anzeigen

Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebungen von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig. Annahme von Anzeigen durch den Verlag der Sturm Berlin W 9

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Neue Kunst Hans Goltz München, Odeonsplatz 1 / Van Gogh bis Kandinsky / Die Graphische Ausstellung enthält zurzeit Brangwyn / Hodler / Liebermann / Munch / Schmutzer / Slevogt / Zoir / Zorn / und andere / Illustrierter Katalog der ersten Ausstellung 50 Pfennig / Sammler wollen mir ihre Wünsche stets übermitteln / Auswahlsendungen bereitwillig

Der neue Kunstsalon Dr. Paul F. Schmidt und Max Dietzel München, Königinstraße 44 (am englischen Garten). / Januar 1913: Kollektiv-Ausstellung von Erich Heckel, E. L. Kirchner, Otto Mueller und Schmidt-Rottluff. Ständige Ausstellung von Expressionisten: Picasso, Kokoschka, Nolde usw. Kunstgewerbe, Graphisches Kabinet, Handzeichnungen und Graphik erster moderner Künstler.

Neue Sezession / Berlin / Eingetragener Verein Passive Mitglieder der Neuen Sezession erhalten jährlich 1 / mehrere graphische Arbeiten 2 / die Zeitschrift Der Sturm frei zugestellt 3 / freien Eintritt zu den Veranstaltungen der Neuen Sezession. Mitgliedsbeitrag halbjährlich 15 Mark. Geschäftsstelle der Neuen Sezession: Steglitz, Miquelstraße 7a. Fernruf Amt Steglitz 2699

Coffeinfreier Kaffee Hag ist wirklicher Bohnenkaffee, der alle Geschmacks- und Aroma-Vorzüge besten coffeinhaltigen Kaffees aber nicht dessen Nachteile hat. Er ist unschädlich für Herz-, Nerven-, Magen-Leidende und andere Kranke

Edmund Meyer / Buchhändler und Antiquar / Berlin W 35, Potsdamer Straße 27b / Fernruf Amt Lützow 5850 / Spezialgeschäft für bibliophile Literatur aller Zeit / Wertvolle und seltene Bücher jeder Art vom XVI.—XX. Jahrhundert / Alte und neue Kunstblätter / Ständige Ausstellung / Oktoberausstellung: Alfred Kubin und sein Werk

Reuß und Pollack / Buchhandlung und Antiquariat / Potsdamerstraße 118c. Fernsprecher Amt Lützow 2829 / Graphisches Kabinett der Neuen Sezession / Vorlesungen über moderne und buchgewerbliche Themen / Eintritt frei / Anmeldungen erbeten / Ständige Ausstellung von Luxusausgaben in ausländischer Literatur

Fritz Merker Charlottenburg, Schillerstraße 94. Fernruf Amt Steinplatz 8397. **Passepartoutfabrik** / Buchbinderei / Zeichenmappen / Aufziehen von Zeichnungen / Moderne Bucheinbände

Titania-Schreibmaschine / Erste deutsche Schreibmaschine mit Typenhebeln auf Kugellagern / Fabrikat der Aktiengesellschaft Mix & Genest, Schöneberg-Berlin. Generalvertreter für Berlin und die Mark Brandenburg: Louis Stangen, Linkstraße 12. Telefon: Amt Kurfürst 2425

Druck von Carl Hause / Berlin SO 26